

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 15 (1963)
Heft: 17

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE ZUKUNFT DER CHRISTLICHEN MISSIONEN IN AFRIKA

ZS. Das Verschwinden der weissen Kolonialherrschaft in Afrika hat selbstverständlich auf die von Europa und Amerika aus gegründeten Missionen eine grosse Auswirkung gehabt und sie zum Umlernen und Neu-Denken in fast allen wichtigen Punkten gezwungen. In englischen Radio hat eine gute Kennerin der Verhältnisse, Frau Mitchison, sich besonders zu der ausschlaggebenden Frage geäussert, welcher Zukunft die Missionen unter den gänzlich veränderten Verhältnissen entgegengehen.

In Afrika selbst gibt es heute noch Weisse, die der Auffassung sind, die Missionen taugten überhaupt nichts. Manche sehen in ihnen nur jene Zentren, welche die Schwarzen hellhörig machten und sie veranlassten, Löhne zu fordern, welche eine auf billige Arbeitskräfte aufgebaute Wirtschaft zerstörten. Auf der andern Seite aber wären sie höchst ärgerlich, wenn die Neger weder lesen noch schreiben könnten und nicht einmal imstande wären, Instruktionen für Maschinen zu lesen. Für die Missionsschulen müssen die Weissen aber keinen Rappen beitragen, oder wenn sie freiwillig etwas tun, jedenfalls viel weniger als normal. Die Mittel für diese Schulen kommen meist von den Eltern der Schüler und einigen Gönnern.

Etwas Anderes sind jene Weissen, welche sich unsicher über den zivilisierenden Einfluss und die europäischen Werte fühlen, und die sich fragen, ob wir überhaupt die Legitimation hätten, Andere zu bekehren. Sie sind gewöhnlich der Auffassung, in den Missionsschulen hole man sich ein gefährlich falsches Bild von der Welt. Begriffe wie "Sünde" könnten heute nicht angewandt werden, woselbst grosse Sünden nicht persönlich, sondern von der Gesellschaft betrieben, also sozialer Art seien. Meistens kennen sie aber eine Mission, die sie ausnehmen, weil dort ein Prediger oder Lehrer tätig sei, der eine glänzende und eindrucksvolle Persönlichkeit darstelle, der nur Gutes tue, wie immer man es betrachte.

Viel wichtiger aber als diese Reaktionen von weissen Afrikanern sind jene von schwarzen. Es gibt wohl kaum jemand von ihnen, der nicht eine gute Erinnerung an jene Mission hätte, wo er erzogen wurde, und die meisten älteren Schwarzen begannen ihre Laufbahn in den Missionsschulen. Doch hat hier die Politik in vielen Fällen hineingespielt, welche sich als kräftiger erwies als die ursprüngliche Zuneigung. Aus den Knaben wurden rasch Männer, während die Mission versuchte, sie weiterhin als Söhne und Kinder zu halten, weil die meisten Missionen es nicht lieben, wenn ihre Kinder gross und erwachsen werden.

Sehr benachteiligt sind die Missionen durch ihre Herkunft und Verflechtung mit Europa. Es hilft hier nicht viel, dass sie behaupten, eine Universal-Religion zu vertreten. Die Wirkung war doch die, dass jedes afrikanische Kind bis jetzt glaubte, Christus sei in England geboren. Auch gibt es bittere afrikanische Sprichwörter, welche Missionar und Handelsmann miteinander in Verbindung bringen. Es spielt hier mit, dass das Haus eines Missionars in Afrika gewöhnlich nicht wie ein afrikanisches Haus, sondern wie dasjenige eines weissen Kaufmannes aussieht. Er liest die gleichen Zeitungen wie dieser, isst die gleiche Nahrung, hat viele Sympathien und Liebhabereien mit diesem gemeinsam. Viele von den älteren Missionaren fühlten sich auch als Vorläufer des Handels, der ihnen als einzige Rettung vor Krieg und Sklaverei erschien, als ein Helfer zur Hebung des Lebensstandards. Keinen Augenblick fiel ihnen ein, dass sie auf diese Weise etwas Fragwürdiges begingen, da die Ideen der Konkurrenz, des Erfolges und des Geldanhäufens den alten Stammesideen des Zusammenseins und der Zusammenarbeit zuwiderlaufen. Die meisten Missionare sahen es als selbstverständlich an, dass sie mit allen ihren moralischen und gesetzlichen Auffassungen ganz einfach recht hatten, überhaupt mit allen ihren Werturteilen. Es herrschte eine Art von Klerikalismus unter ihnen, der sich einfach auf Autorität stützte, die sie als selbstverständlich ansahen. Höchstens dass sie hie und da gewisse Aspekte von Eingeborenen-Sitten tolerierten, welche sie an ihre christliche Kultur anpassen zu können glaubten. Kaum, dass sie jemals an die Möglichkeit dachten, dass ein Brauch eine andere weltanschauliche oder moralische Idee verkörpere. Noch weniger waren sie gewillt, diese Sitten ernst zu nehmen.

Hier scheint das Ende des Kolonialismus eine glückliche Wandlung herbeizuführen. Selbstverständlich haben viele Missionare Mühe, afrikanische Glaubensansichten und Sitten als wertvoll zu betrachten, oder wenigstens anzuerkennen, dass sie eine moralische Ordnung darstellen. Das strenge Beharren der Missionare auf Trennung von Körper und Seele und auf der persönlichen Konversion hat viel Wertvolles zerstört, ohne einen brauchbaren Ersatz an seine Stelle zu setzen. Der Afrikaner ist nun einmal kein Individualist; der eine stützt hier den andern auch in den Glaubensansichten. Dazu kommt nun aber, dass die Afrikaner, je gebildeter und geschulter sie werden, je mehr sie die Vorgänge auf der Welt betrachten, sehr kritisch auf Dinge wie den kalten Krieg zu blicken beginnen. Da müssen sich auch die Missionen umstellen. Es gibt bereits vollständig integrierte, rein afrikanische Kirchen, die keine besondern Bande mehr mit europäischen verbinden. Sie werden zweifellos das Christentum beeinflussen, das sich schliesslich

auf der protestantischen Seite dadurch zu neuer Gestaltung durchdringen wird. Jedenfalls etwas vitaler, und nicht mehr nur für den Sonntag. Das ganze kirchliche Fühlen wird anders werden. In Nyasaland, wo eine sehr gute Tradition durch schottische, reformierte Missionare geschaffen wurde, die nicht den Kaufleuten halfen, entstand eine Kirche, welche wirklich auch politisch die Ueberzeugungen des Nyasa-Volkes vertritt. Die nationalistischen Führer stärkten sich im Gefängnis gegenseitig durch Gebete und schrieben ausgezeichnete Kirchenlieder. Die schottischen Missionare unterstützten sie und wurden dafür von andern Weissen als Kommunisten verschrien. In der presbyterianischen (reformierten) Kirche von Central-Afrika gibt es weisse schottische Pfarrer, welche schwarze Vorgesetzte haben. Andere Kirchen haben begonnen, sie zu unterstützen, so zum Beispiel die holländische reformierte Kirche, die mit den strengen Doktrinen ihrer Mutter-Kirche brach. Das ist ein grosser Wandel: er bedeutet die Annahme Afrikas durch die Europäer.

Auch in Nairobi befindet sich eine Kirche, die mit dem alten Missionskonzept gebrochen hat und einen besonders schweren Teil Afrikas "angenommen" hat, der voll von schmerzlichen und peinlichen Erinnerungen ist, die vergessen und vergeben werden müssen, von beiden Seiten. Es war hier erhehend, erzählt Frau Mitchison, die Heime der Missionare zu besuchen, die sich allerdings heute kaum mehr so nennen, weil sie sich mehr als Mitarbeiter auf einem schwierigen und gefährlichen Feld fühlen. Sie wohnen nicht mehr in dem bequemen, weissen Nairobi, sondern in schwarzen Stadtgebieten, unter dem Volk, das nichts annimmt, wenn es von oben gegeben wird, wohl aber vom Bruder.

Gewiss, all das ist eine Art von Politik. Es bedeutet, dass damit Schluss gemacht werden muss, nur die Kirche der Respektablen zu sein, welche die Dinge so stehen lassen möchten, wie sie sind. Sie muss sich erinnern, dass sie die Kirche der Sünder ist, die einander helfen müssen, die neue Wege suchen muss. Selbst innerhalb der holländischen reformierten Kirche, die stark der "Apartheid" in Süd-Afrika huldigt, hat sich ein Widerstand gegen die Rassentrennung herausgebildet. Doch wollen natürlich viele Afrikaner nichts von ihr wissen. Einer ihrer Schüler erklärte kürzlich, er nehme alle christlichen Werte an, wolle aber keiner Kirche mehr angehören, was ihm heftige Angriffe von weisser Seite eintrug, natürlich ohne Erfolg. Viele Schwarze stimmten ihm zu. Die römische Kirche sucht sich die unglückliche Apartheid-Politik zunutze zu machen, doch ist sie trotz ihrer grossen Geldmittel durch ihre enge Verbindung mit dem schwer angegriffenen Portugal in schwarzen Augen kompromittiert.

Auch in Afrika muss unterschieden werden zwischen Jenen, für die das Christentum eine Wirklichkeit, eine Aufgabe, und zwar wahrscheinlich eine schwere, bedeutet, und den Andern, für die es einfach das Gegebene ist. Sobald in Afrika ein Häuptling getauft wurde, wurde seine Kirche zu einem Standessymbol und die Taufe grosse Mode. Heute ist es mehr eine gesellschaftliche Angelegenheit, wie zum Beispiel auch die kirchliche Trauung. Neben ihr gibt es dann noch ein eingeborenes Gelage, das viel freier und fröhlicher als das vorangegangene, weisse Hochzeitsessen ist. Frau Mitchison zieht daraus den Schluss, dass es grundfalsch ist, Afrikaner als "Kinder" zu betrachten, denen wir all unsere gescheiterten Ideen bloss eintrichtern müssten. Solange der Afrikaner nicht als ein voller, gleichwertiger Mensch betrachtet wird, hat das Christentum wenig Sinn. Geschieht das aber, dann wird der Neger den Weissen in der gleichen Art ansehen, was überaus wichtig ist. Denn für viele Schwarze ist der Weisse heute, leider nur allzu verständlich, der Feind, mit dem als Freund und als Persönlichkeit nur schwierig zu verkehren sei. Und ferner würden dann die christlichen Grundsätze von Brüderlichkeit, Generosität und Vergeben endlich einen wirklichen Sinn bekommen, statt blosses Phrasen zu bleiben. Nur hier liegt für das Christentum noch Zukunft.

Von Frau zu Frau

PFADI

EB. Im Bergdorf, in dem wir unsere Ferien verbrachten, war ein grosses Pfadilager. Sie mussten es herrlich gehabt haben da oben am Waldrand mit dem Blick ins Tal und auf die gegenüberliegenden Berge. Das Wetter war prächtig, und am Abend breitete sich die eigenartige Stimmung, die ein Lagerfeuer zu schaffen vermag, bis zu uns aus.

Aber nun weiss ich tatsächlich nicht, bin ich so alt geworden, dass ich Pfadi nicht mehr verstehe, oder sind Pfadi heute anders, oder war das Beispiel in mancher Beziehung nicht "pfadigerecht". Ich wüsste gerne, was Junge, was Pfadi dazu sagen und werde wohl dann und wann einen fragen. Aber eigentlich würde es mir leid tun, wenn ich meine "Ansprüche" untersuchen müsste.